



Leseprobe aus Liebig und Schweder, Sozialpädagogik
und ihre Didaktik, ISBN 978-3-7799-6273-1

© 2022 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6273-1](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6273-1)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Lebensweltorientierung revisited. Akzentuierungen im Konzept und einige Bemerkungen aus Anlass der Corona-Pandemie <i>Hans und Renate Thiersch</i>	9
Die soziale Verlegenheit der Schule gegenüber der Jugend <i>Lothar Böhnisch</i>	24
Vom schonungslosen Realismus zu einer modernen Hilfetheorie für die Soziale Arbeit? Eine Plauderei <i>Karin Bock und Kathrin Schramm</i>	35
Sozialdisziplinierung oder die Erziehung der Bürger:innen. Eine Oper über Armenordnungen in der Frühen Neuzeit <i>Antje Nieke</i>	51
Zwischen Merkantilismus und Pietismus. Vergessene Quellen der Waisenhauspädagogik <i>Dieter Grottker</i>	65
Die jüdische Tradition der Wohlfahrt. Einblicke in eine spezifische Ideen- und Sozialgeschichte <i>Cornelia Wustmann</i>	80
Zwischen Abbau, Stagnation und Boom. Kindertagesbetreuung in Ost- und Westdeutschland seit der Wiedervereinigung <i>Thomas Rauschenbach und Felix Berth</i>	95
Wessis im Osten: Mehr als 30 Jahre nach dem Mauerfall 1989. Biografische Erfahrungen und Interpretationen <i>Hilmar Hoffmann</i>	111
Tendenz Individualität? Soziale Bildung und Erziehung zu Gemeinschaftsfähigkeit in der frühkindlichen Pädagogik <i>Ina Schönberger</i>	121
Zum Rechtsanspruch auf einen Ganztagsplatz für Grundschul Kinder. Entstehungsprozess einer bundesweiten Initiative mit (Fachkraft-)Bedarf?! <i>Thomas Markert</i>	133
Ganztagschule. Steuerungspfade im Dickicht der Akteurskonstellationen <i>Stephan Bloße</i>	145

Braucht die Ganztagschule noch mehr Zeit? Betrachtung der Antwortversuche auf die Bildungsherausforderungen im 21. Jahrhundert <i>Tobias Lehmann</i>	159
Neujustierung der sozialpädagogischen Qualifizierungsformate. Die akademische Qualifizierung der Lehrkräfte für Institutionen der schulischen Ausbildung für das Feld der Pädagogik der Kindheit und Sozialen Arbeit <i>Werner Thole, Jessica Prigge und Mischa Engelbracht</i>	176
Arbeits- und/oder lebensweltorientierte berufliche Bildung? Ein systemtheoretisch gefärbtes Essay <i>Manuela Liebig und Marcel Schweder</i>	195
Didaktik der Sozialpädagogik. Anmerkungen eines Fachfremden <i>Marcel Schweder</i>	210
Forschende Subjektivität. Über die Schweigsamkeit der wissenschaftlichen Subjekte in der Sozialen Arbeit <i>Katrin Haase</i>	232
Statt eines Nachworts I – Studentische Blicke <i>Sarah Hauswald und Lea Klempke</i>	243
Statt eines Nachworts II – Kollegiale Blicke <i>Sandra Bohlinger und Stephan Abele</i>	249
Statt eines Nachwortes III – Verwaltungsblick(e) <i>Sylvia Hermsdorf-Drobny</i>	262
Eine (un)vollständige Bibliografie der Veröffentlichungen von Hans Gängler	265
Autorinnen und Autoren	272

Lebensweltorientierung revisited

Akzentuierungen im Konzept und einige Bemerkungen aus Anlass der Corona-Pandemie

Hans und Renate Thiersch

Im Jahre 2020 erschien eine breiter angelegte Darstellung des Konzepts Lebensweltorientierung von Hans Thiersch. Renate Thiersch führte mit ihm im März 2021 ein Gespräch darüber, warum es ihm wichtig war, das Konzept noch einmal zu beschreiben und was ihm dabei besonders am Herzen lag.

Renate: „Lebensweltorientierte Soziale Arbeit – revisited“ heißt das Buch, in dem Du das Konzept Lebensweltorientierung noch einmal darstellst. Ist denn zur Lebensweltorientierung in den letzten 30 Jahren nicht schon alles gesagt worden? Ist das Konzept seit dem Achten Jugendbericht nicht schon in unterschiedlichen Formaten und in unterschiedlichen thematischen Zusammenhängen zureichend dargestellt worden? Warum dachtest Du, dass es sinnvoll sei, das Konzept Lebensweltorientierung und die Ausformungen einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit noch einmal darzustellen?

Hans: Ja, in der Tat gibt es schon ziemlich viele Darstellungen des Konzepts und in den letzten Jahren hat es sich ergeben, dass ich – zusammen mit unterschiedlichen Partner:innen – das Konzept in seinen Grundzügen immer wieder neu zusammengefasst habe. Aber diese Darstellungen waren aufgrund der vorgegebenen Formate immer eher knapp und gedrängt. Gleichzeitig habe ich in den letzten Jahren am Konzept weitergearbeitet, dabei haben sich Differenzierungen und Erweiterungen ergeben, für die ich mehr Platz brauchte.

Renate: Nun hast Du diese Darstellung ja aber doch noch einmal eher systematisierend angelegt, darin – so scheint es mir – sind die neuen Akzentuierungen und Erweiterungen in die Grundmuster des Konzepts gleichsam eingebaut und deshalb als Neuerung vielleicht nicht so deutlich geworden, wie Du sie gemeint hast. Deshalb müsste man – und jetzt vielleicht aus dem Abstand zu dem abgeschlossenen Buch – skizzieren, wo für Dich innerhalb des Ganzen die Weiterführungen im Konzept liegen.

Hans: Gern, ich denke auch, dass es gut ist, innerhalb des Ganzen das Neue noch einmal besonders herauszuheben. Die neuen Akzentuierungen sind Ergebnisse der Auseinandersetzung mit den Kritiken am Konzept, sie sind aber auch Ergebnisse des Nachdenkens und meiner Arbeits- und Lebenserfahrungen der letzten Jahre. Sie verfolgen zwei Interessen: Zum einen schien es mir notwendig, einige der Grundannahmen des Konzepts nach einmal zu verdeutlichen, zum anderen wollte ich Herausforderungen, die die Veränderungen der Verhältnisse

in der Zweiten Moderne mit sich gebracht haben, deutlich markieren. Ich wollte darstellen, dass das Konzept Lebensweltorientierung gegebene Probleme in der Zweiten Moderne aufschließen und für das Handeln der Sozialen Arbeit relevant sein kann.

Renate: Ja, aber was meinst Du im Konkreten?

Hans: In Bezug auf die Darstellung der Lebenswelt und den für sie konstitutiven Zusammenhang von Lebenslagen und Bewältigungsmustern, von allgemeinen Strukturen und Alltagsverhältnissen – für den Zusammenhang also von Hinterbühne und Vorderbühne, wie ich es immer bezeichnet habe – schien es mir wichtig, auch die Hinterbühne der gleichsam existenziellen Rahmenbedingungen der alltäglichen Lebensverhältnisse deutlich zu machen. Die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Machtstrukturen, die herrschenden Ungerechtigkeiten und Benachteiligungen, die Verhältnisse von Arm und Reich, aber auch die Verhältnisse von genderbedingten Differenzen und die von Interkulturalität und allgemeiner von Diversität werden ja zunehmend breit und differenziert und auch in meinen bisherigen Texten dargestellt. Daneben scheint es mir sinnvoll, daran zu erinnern, dass das menschliche Leben hinter und in all diesen Strukturen durch die menschliche Grundsituation bedingt ist, also – etwas pathetisch und mit Erich Fromm gesagt – durch das Leben des Menschen in der Zeit und in einer Welt, die menschliches Verstehen übersteigt, und durch das Faktum, dass der Mensch sich im prinzipiell nicht Verstehbaren arrangieren muss, dass er – mit Heidegger geredet – ins Leben geworfen ist. Diese Situation – vielleicht zusammengefasst in dem alten Spruch: „Ich weiß nicht, woher ich komme, ich weiß nicht, wohin ich gehe, mich wundert’s, dass ich fröhlich bin!“ – gibt dem Alltag und seinen Bewältigungsmustern eine besondere Bedeutung. Der Alltag, die Welt des sozialen Umgangs in Zeit und Raum werden wichtig; Menschen bilden Routinen, auf die sie sich verlassen können, sie trauen einer Pragmatik, in der es um das Überstehen in der Situation geht. Alltäglichkeit ist – so gesehen – wie der Ritt auf dem Eis über den Bodensee, ist ein Versuch, zu bestehen und voranzukommen, ohne sich von den Abgründen, über die und in denen man sich bewegt, irritieren zu lassen. Schon Alfred Schütz (Schütz/Luckmann 1979) hat dies betont und es scheint mir wichtig, dies aufzunehmen. – Die Konstellation, im Offenen Sicherheiten zu suchen, Sicherheiten riskieren zu müssen, ist die generelle Struktur in menschlichen Begegnungen; sie wird besonders deutlich in Situationen der Hilfe und Unterstützung, in denen die eine sich trauen muss, dem anderen Vorschläge und Hinweise zu geben, in denen sie sich in das Leben des anderen einmischt und darin doch um die Schwierigkeiten und Risiken solcher Einmischung weiß. In der Sozialen Arbeit wird diese Konstellation in Grenzsituationen im Umgang mit schwerer Krankheit, Sterben und Tod, aber generell mit dem vierten Alter und seinen Verlusten immer wieder besonders drastisch. Es geht um das Wissen, dass alle Sicherheiten vorläufig sind, Sicherheiten auf Probe, in denen die Anstrengung um Sicherheiten das Wissen um die Unsicherheit nicht verdrängen darf.

Renate: Verstehe ich es richtig, dann wird dieses gleichsam existenzielle Moment auch gerade in den Corona-Diskussionen, in denen ja vieles der allgemeinen gesellschaftlichen Situation wie in einem Brennspeigel deutlich wird, noch einmal offenkundig: Die Corona-Pandemie hat ganz plötzlich auf der Hinterbühne Veränderungen erzeugt, aus denen sich Veränderungen auf der Vorderbühne, also in unserem Alltagsleben ergeben, und zwar in einem bis dahin nicht gedachten Ausmaß. Die Signale sind allerdings uneindeutig, die Situation ist prinzipiell ungewiss, so sehr und vielfältig sich die Experten um Klärungen bemühen. Das Handeln verlangt immer wieder die Neubestimmung von Prioritäten unter den Bedingungen von Nicht-Wissen und Nicht-Wissen-Können. Es ist ein Handeln in der Unmittelbarkeit der jetzt gegebenen Herausforderungen, das sich nicht in verbindliche Perspektiven einordnen lässt. Es bräuchte neue Routinen, die aber immer wieder den Gegebenheiten (z. B. neuen Mutanten) neu angepasst werden müssten; es bräuchte den Mut zu einer Pragmatik, der jedoch oft in den Notwendigkeiten von Rechtsvorschriften und Verwaltungssicherheiten schwer zu verantworten und durchzuhalten ist.

Hans: Ja, dem ist so. Auch mir scheint es so, dass viele Aspekte der Corona-Situation sich mit Kategorien der Lebensweltorientierung gut fassen lassen. Aber das konnte ich in meinem Buch noch nicht berücksichtigen; das Manuskript wurde ja Ende Februar 2020 abgeschlossen, als noch nicht zu erkennen war, was kommen würde. Ich möchte das deshalb so stehen lassen und auf das Buch und andere Momente in der Darstellung der alltäglichen Lebenswelt zu sprechen kommen, die mir wichtig sind.

Zum einen habe ich die verschiedenen Dimensionen der Alltagserfahrungen und des Alltagshandelns unter dem Titel eines Alphabets der Alltäglichkeit zusammengefasst, um deutlich zu machen, dass dies ein in sich konsistentes Gefüge von Erfahrungs- und Handlungsmustern ist, das man als solches kennen muss, um in der Vielfältigkeit des konkreten Alltags nicht unterzugehen. In den verschiedenen Lebenswelten von Familien oder Arbeitsverhältnissen bilden sich dann jeweils für das Lebensfeld aus den Grundmustern der Bewältigung die konkreten Verständigungs- und Handlungsmuster. – Zum anderen ist mir deutlich geworden, dass die Frage nach alltäglichen Lebenswelten sich für Menschen nicht nur im Nebeneinander der Vielfältigkeit unterschiedlicher Konstellationen zeigt, sondern immer auch in ihrer spezifischen Bedeutung im Kontext ihres Lebenslaufs, ihrer Biografie. Die Frage also nach der Geschichte des Menschen in der Biografie, nach der Arbeit an seinem Bild in den verschiedenen Stufen und Erfahrungen des Lebens, nach Übergängen, Brüchen und Kontinuitäten (Stauber/Walter 2018) ergänzt – deutlicher als in bisherigen Darstellungen – die Frage nach dem Nebeneinander verschiedener alltäglicher Erfahrungen in Familien, in der Arbeit, im Lernen, in der Freizeit (Schulze 2015).

Renate: Die Darstellung der Lebenswelt und der lebensweltlichen Bewältigungsmuster ist das eine große Kapitel in Deinem Buch, das andere ist die

Darstellung der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit. Welches sind hier die Momente, die Du neu gefasst hast und die Dir noch einmal zu betonen besonders wichtig ist?

Hans: Da gibt es Verschiedenes. – Zunächst will ich noch einmal betonen: Der Ansatz der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit zielt auf die Herstellung förderlicher, gelingenderer Lebensverhältnisse für die Adressat:innen; das konkretisiert sich dann in den Strukturen und Handlungsmaximen, die für das Konzept von Anfang an charakteristisch waren und die ich in meiner neuen Darstellung – in vielleicht etwas verwegener Formulierung – als Ansätze zu einer kontrafaktischen Antizipation des Gelingenderen bezeichnet habe; ich habe diese Bestimmungen von Alltagsnähe, Regionalisierung, Prävention, Partizipation und Integration im Zusammenhang der Verschiebung der Sozialen Arbeit im Horizont der Zweiten Moderne zu profilieren versucht, einiges davon werde ich später aufgreifen. Hier möchte ich Akzente in meiner Darstellung herausheben, die sich auf das Handeln der Sozialpädagog:innen, auf ihre individuellen subjektiven Kompetenzen und auf ihr Handeln in der Beziehung zu Adressat:innen beziehen.

Sozialpädagog:innen müssen in ihren Arbeitsprinzipien und in ihrer Grundhaltung an der Lebenswelt der Adressat:innen orientiert sein, um mit den Adressat:innen zusammen aushaltbare und vielleicht bessere Lebensverhältnisse möglich zu machen. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit ist – so gesehen – ein Konzept, das Erwartungen an die Sozialarbeiter:innen formuliert. Dieser appellative, normative Ansatz verführt dazu – und dies ist mir in den letzten Jahren zunehmend deutlich geworden –, das Faktum zu gering zu veranschlagen, dass lebensweltorientierte Soziale Arbeit im Alltag der Sozialarbeiter:innen praktiziert wird, dass sie – wie alles Leben – zunächst ihren eigenen Alltag haben, dass ich die Empirie des sozialarbeiterischen Handelns zu schnell übergangen habe. Hier habe ich nun versucht, Akzente zu setzen, die – so denke ich jetzt – im Buch vielleicht noch deutlicher hätten sein können. Meine Intention deckt sich auch – wenn ich es richtig verstehe – mit den Tendenzen in der Professionalisierungsdiskussion, die ja jenseits normativer Vorgaben zunehmend versucht, gegebene Alltage von Sozialarbeiter:innen zu rekonstruieren. Ich denke, dass es gerade auch hier sehr hilfreich ist, die elementaren Konstituenten des Alltags – also sein Alphabet – zur Rekonstruktion zu nutzen; ich will das hier nun zumindest andeuten.

Sozialarbeiter:innen agieren in ihrem Alltag, also in ihrer körperlich-seelischen Verfasstheit, in ihren Erfahrungen von Raum und Zeit, in ihrem Ineinander von Fühlen und Denken; sie versuchen in diesem Alltagsgefüge Routinen zu schaffen, sich auf sie zu verlassen und in Pragmatik die Situationen zu bewältigen: Es geht darum, gleichsam den Tag zu bestehen, es geht um die Kämpfe um Anerkennung unter den Kolleg:innen und durch die Adressat:innen und um die aus solchen Kämpfen stammenden Rivalitäten; in Arbeiten über Supervision und Mediation (z. B. Iser 2008) wird deutlich, wie sehr gerade dies im Alltag das Verhältnis zu den Kolleg:innen bestimmt. – Und: Dieses Alltagshandeln ist wie alles Alltagshandeln

geprägt durch die Biografie, also durch die im Lebenslauf aufgeschichteten Erfahrungen und Deutungsmuster vor allem auch in der eigenen Erziehung und u. U. der Sozial- oder Jugendarbeit, die in die professionell-institutionellen Situationen gleichsam durchschlagen und die sie mitbestimmen. – Und schließlich: Der Berufsalltag ist für die Sozialarbeiter:innen, wie ja jeder Berufsalltag für die Menschen, ein Alltag neben anderen, dem Berufsalltag des Partners, dem häuslichen der Familie und der Kinder oder eines pflegebedürftigen Angehörigen, den Freizeitinteressen oder dem des öffentlich-politischen Engagements.

Renate: Ja, das gilt ja für alle professionelle Arbeit, ist aber sicher in der dem Alltag nahen, alltagsorientierten Sozialen Arbeit ein besonderes Problem. Die Erfahrungen können hilfreich sein, sie betonen die Gleichheit zu den Adressat:innen und ermöglichen Verständigung; sie sind aber auch Hemmnisse in der Professionalität. Welche Auswirkungen hat das denn auf den beruflichen Alltag der Sozialarbeiter:innen? Und gibt es dann auch noch spezifische Bedingungen für die Praxis der Sozialen Arbeit?

Hans: Wenn die Professionellen in diesem Alltag zurechtkommen wollen, verlassen sie sich auf Gewohnheiten, die sich gleichsam von selbst fortschreiben, sie retten sich in eine Pragmatik, die auch zur Unachtsamkeit und Schlamperei verführt. – Die im Alltag angelegten Gefahren zu einem verengten, bornierten Alltag, einem Alltag, der sich gegen Herausforderungen und Neuerungen wehrt, verstärkt sich durch Eigentümlichkeiten der Verwaltung ebenso wie durch neuere umfangreiche und anspruchsvolle Vorgaben der Dokumentation und der Informationsverarbeitung. Deren Zwänge verstärken sich, wenn der Alltag unter Druck gerät, wenn also die Ressourcen nicht greifen, die unterschiedlichsten und widersprüchlichen Erwartungen zusammengebracht werden müssen und die Anerkennung der Arbeit fehlt. Die derzeitige Situation, also die Einschränkung der Arbeitsressourcen in bestimmten Feldern der Sozialen Arbeit, der Erwartungsdruck der Öffentlichkeit, vor allem auch in Bezug zum Beispiel auf Kinderschutzbestimmungen, und die Nötigung, sich oft anspruchsvoller technischer und virtueller Arbeitsinstrumente zu bedienen, führen immer wieder dazu, dass der institutionell professionelle Alltag vor allem durch die Muster der Alltagsbewältigung bestimmt ist. Diese Gegebenheiten im Alltag müssen bewusst gemacht und reflektiert werden, sie müssen vor allem in Auseinandersetzung mit den Ansprüchen des professionellen Handelns gesetzt werden; die Alltäglichkeit im Handeln ist eine Aufgabe für die eigene und gemeinschaftliche Reflexion, wie sie für Soziale Arbeit als einer reflexiven Profession selbstverständlich sein muss.

Wichtig sind mir aber auch neue in der „Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit – revisited“ dargestellte Akzente im professionellen, methodisch reflektierten pädagogischen Handeln. Sozialpädagogisches Handeln kann nicht nur – wie ich es früher erörtert habe – nach den allgemeinen Regeln des gekonnten methodischen Handelns in seinen Stufen verstanden werden, es kann auch nicht nur aus dem Widerspruch des Alltagshandelns der Adressat:innen

zum Handeln im System der Sozialarbeit verstanden werden; es muss in der mit allem Unterstützen und Helfen verbundenen Asymmetrie und der darin angelegten Macht, also mit allen Gefahren der Kolonialisierung und Bemächtigung der Adressat:innen, gesehen werden. So konstitutiv solche Kritik und Selbstkritik für das Konzept der lebensweltlich orientierten Sozialen Arbeit ist – sie sind, salopp geredet, sicher ihre besonderen Markenzeichen –, so müssen sie doch, ohne dass die Notwendigkeit der Selbstkritik damit in irgendeiner Weise zurückgenommen werden darf, in Beziehung gesetzt werden zu dem, was die im helfenden und unterstützenden Handeln angelegte Asymmetrie gleichsam positiv bedeutet, was also pädagogisch-sozialpädagogische Zuständigkeit meint. Ich habe diesen Aspekt in der Darstellung des Buches betont und möchte ihn hier noch einmal akzentuieren.

Pädagogisches Handeln ist bestimmt durch den Widerspruch zwischen dem Ziel der Verselbstständigung, Eigenzuständigkeit und Emanzipation der Adressat:innen auf der einen Seite und der Notwendigkeit der Vorschläge und Ermutigungen zu Unterstützung und Hilfe für die Adressat:innen und der Auseinandersetzungen mit ihnen um diese Ziele auf der anderen Seite.

Angesichts der Geschichte der Sozialen Arbeit in unserer durch Macht und Hierarchien gekennzeichneten Gesellschaft und der durch Paternalismus bestimmten Sozialen Arbeit steht heute die Frage nach der Selbstzuständigkeit der Adressat:innen notwendig im Vordergrund der allgemeinen öffentlichen und fachlichen Diskussion: Es geht um den Anspruch der Adressat:innen auf Leistungen, um Rechte, die es einzulösen gilt, es geht um Kinderrechte, um den Schutz der Integration von Kindern und Heranwachsenden, um den Respekt vor der Würde aller Menschen, also der Menschen in unterschiedlichen Entwicklungsphasen, in Schwierigkeiten oder mit Handicaps. Dass neuerdings die Adressat:innen der Sozialen Arbeit zunächst als Leistungsberechtigte und Leistungsempfänger:innen – also als für sich selbst zuständige Subjekte – gesehen werden, muss als Glied in der Kette dieser Entwicklungen gesehen werden. – Der Kampf um diese Anerkennung der Selbstzuständigkeit verlangt, dass die so vielfältigen Formen der Unterdrückung von Selbstzuständigkeit, der massiven Benachteiligung und vor allem der sublimen Beschämung und Demütigung, die in das gesellschaftliche Leben ebenso wie in das allgemeine pädagogische Alltagsgeschehen noch immer eingelassen sind, aufgedeckt und abgebaut werden. Ich sehe diesen noch längst nicht zu einem Ende gekommenen Kampf um die Selbstzuständigkeit der Adressat:innen der Sozialen Arbeit als ein Moment im großen Kampf um Emanzipation und der weltweiten Auseinandersetzung um die Durchsetzung der Menschenrechte, also der Realisierung jener Vision, wie sie die Aufklärung entworfen und die Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen zu kodifizieren versucht haben.

Mir aber scheint es notwendig, daneben – und ohne am Gesagten etwas zurückzunehmen – zu betonen, dass Menschen in diesen Auseinandersetzungen

angewiesen sind auf wechselseitige Unterstützung, Hilfe und Förderung, auf Anteilnahme, auf wohlwollendes Interesse und auch auf Mitleiden. Menschen leben in ungleichen Lebenskonstellationen. Der eine braucht Hilfe von der anderen, die eine verfügt über Ressourcen, die dem anderen fehlen. Auf Hilfe angewiesen zu sein, ist nicht per se beschämend oder entwürdigend – wie es bisweilen heißt –, es ist Ausdruck der Unterschiedlichkeit der menschlichen Situationen im Miteinander des sozialen Lebens. Dieses gegenseitige Helfen und Hilfe-Annehmen bestimmt die Alltagssolidarität, es bestimmt die unterschiedlichen Formen der Hilfs- und Unterstützungssysteme in den verschiedenen Kulturen, es bestimmt ebenso das Grundmuster unserer professionell-institutionellen Unterstützungs- und Hilfsangebote. Menschen finden zu der Selbstbestimmtheit eines gelingenderen Lebens, indem sie sich ihrer Bedürftigkeit und Unterstützungsbedürftigkeit bewusst werden und Unterstützung in ihrer Selbstständigkeit finden und annehmen können. Das Verhältnis von beiden, von Selbstständigkeit und situationsbezogen nötiger Unterstützung stellt sich in unterschiedlichen Konstellationen – bei Kleinkindern, bei Heranwachsenden, bei Menschen in Suchtabhängigkeit oder bei alten Menschen – sehr unterschiedlich dar und verlangt sehr unterschiedliche Gewichtungen.

Renate: Ich denke das auch so; aber es ist schwierig, es so zu formulieren, dass es nicht missverstanden wird. Die derzeitige Gesellschaft ist ja nicht nur in vielfältigster Weise von Rückfällen in autoritäres und patriarchalisches Verhalten und in Erwartungen an autoritäres und patriarchalisches pädagogisches Handeln bestimmt, sie ist zugleich bestimmt durch die aus den Zeittendenzen der Selbstbestimmtheit stammenden Empfindlichkeiten gegen alle Formen von Eingriff, Zumutung und Erwartung.

Hans: Ja, das ist so. Trotzdem gilt es an der doppelpoligen anthropologischen Bestimmung des Menschen in Selbstständigkeit und Bedürftigkeit festzuhalten, sie ist im Leben und in der sozialarbeiterischen Praxis unaufhebbar gegeben und muss bearbeitet werden; sie zu leugnen hieße, sie zu verdrängen und ihre Wirksamkeit ins Unbewusste oder nicht mehr Bewusste zu verschieben. Es braucht dazu aber vor allem auch die Diskussion der spezifisch pädagogischen Möglichkeiten, damit die Adressat:innen zu dem ihnen Möglichen des Gelingenderen kommen können.

Renate: Kannst Du das konkretisieren?

Hans: Ich hoffe es. Ich habe pädagogisches Handeln in den Prinzipien von Liebe, Vertrauen, Neugier und Auseinandersetzung bestimmt: Liebe als unbedingtes Vertrauen in das So-Sein der Anderen, Vertrauen als die nicht diskutierbare Voraussetzung der prinzipiellen Lern- und Entwicklungsfähigkeit der Menschen – altmodisch geredet ihrer Bildsamkeit –, Neugier als wohlwollendes Interesse und Förderung ihrer Eigensinnigkeit, also ihrer Wahrnehmungen, Alltagsstrategien und Pläne und ihrer Eigenwilligkeiten auch in der Hoffnung auf das Gelingendere. Schließlich geht es darum, dass die Pädagog:innen in der

Auseinandersetzung um die Lebensdeutung der Adressat:innen das Gelingendere repräsentieren und dafür, wenn es sein muss, auch in den Konflikt gehen.

Renate: Ja, das hast Du so beschrieben, aber gerade der Begriff der Liebe ist doch hochgradig missverständlich.

Hans: Ich weiß, und natürlich hätte ich es anders formulieren können. Nun habe ich es so eingeführt und möchte gerne daran festhalten. Ich habe auch Gründe. Ich sehe natürlich, wie missbräuchlich gerade der Begriff Liebe ist; die Auseinandersetzungen zu sexualisierter Gewalt und um das unbedingte professionelle Inzestverbot in den neuen Diskussionen machen das ja eindringlich deutlich. Aber der Begriff Liebe ist in der Geschichte der Pädagogik immer wieder benutzt worden und wird auch in der gegenwärtigen Situation immer wieder benutzt, um zu bezeichnen, dass Menschen in elementarer Weise aneinander interessiert sind, dass sie sich so, wie sie sind, akzeptieren; „Es ist, was es ist, sagt die Liebe“, so Erich Fried.

Renate: Gut, dann müssen wir das wohl so stehen lassen.

Hans: Ja. Aber ich muss noch einmal festhalten, dass dieses sozialpädagogische Handeln – so ist es mir in meiner Darstellung besonders wichtig – immer im Zeichen der Offenheit allen Lebens steht, also kasuistisch bestimmt ist; es kann nur fallbezogen und im Spiel der je konkreten situativen Gegebenheiten und der allgemeinen fachlichen und ethischen Orientierung praktiziert werden, die in aller gegebenen Sperrigkeit und Widersprüchlichkeit miteinander vermittelt oder ausbalanciert werden müssen. Dass solches kasuistische Handeln in aller wachen Offenheit für die Situation als professionelles Handeln immer auch durch methodische, also ausgewiesene und verantwortbare Kriterien bestimmt sein muss, habe ich versucht im Prinzip einer „strukturierten Offenheit“ zu fassen, das ich in der Darstellung der Sozialen Arbeit als zentrales Moment im Handeln sehe.

Renate: Können wir dann weitergehen?

Hans: Nein, noch nicht, denn ich würde gern noch auf einen Aspekt in meiner Darstellung des pädagogischen Handelns besonders hinweisen, nämlich auf ihre Bedeutung im Fachdiskurs. Meine Argumentation ist ja – wie es auch meiner wissenschaftlichen Herkunft entspricht – sehr deutlich von der Tradition der Pädagogik bestimmt. Es schien mir sinnvoll, zum Verständnis der spezifischen Struktur des lebensweltorientierten Handelns in der Sozialen Arbeit ausdrücklich auch diese Tradition einzubeziehen, also die Frage nach dem pädagogischen Bezug. – Ich sehe diesen Bezug zur pädagogischen Tradition aber nur als ein Moment innerhalb des Gefüges der Bestimmung des Handelns in der Sozialen Arbeit. Ich habe deshalb diesen spezifischen Bezug deutlich von Intentionen mancher Kolleg:innen abgesetzt, Sozialpädagogik ganz im Kontext der pädagogischen Tradition und der derzeitigen Pädagogik von der Sozialarbeit abzuheben und als das Ganze anzusehen. Angesichts der Vielgestaltigkeit der Arbeitsfelder der heutigen Sozialen Arbeit und der Diskurse in den Hochschulen

und der dortigen eigenwilligen Theorieentwicklungen und deren Bezug zur Tradition der Sozialarbeit wäre dies, scheint mir, eine anmaßliche Ausweitung des pädagogischen Moments und für die notwendige Entwicklung der Diskurse zwischen den Arbeitsaufgaben in der Sozialen Arbeit und den Hochschulen verfehlt und in den ja nach wie vor bestimmenden und belastenden Auseinandersetzungen und Status-Rivalitäten nur kontraproduktiv.

Renate: Das waren nun Bemerkungen dazu, dass und wie Du einige der Grundbestimmungen im Konzept der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit noch einmal nachgeschärft und profiliert hast, Bemerkungen also zum systematischen Gefüge des Konzepts. – Dein Vorhaben einer erneuten Darstellung des Konzeptes war ja aber auch, zu zeigen, dass und wie es auf die spezifischen Herausforderungen der Zweiten Moderne antworten kann – also auf die gesellschaftlichen Veränderungen, wie sie vor allem unser neues Jahrhundert bestimmen. Es soll – pointiert geredet – der Versuch sein, zu zeigen, dass das Konzept, obwohl es ja in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden ist und sich ausgeprägt hat, auch zum Verstehen und Handeln in unserer gegenwärtigen Situation gewichtige Potenziale hat.

Hans: Ja, das ist ein schwieriges und auch etwas verwegenes Vorhaben. Die neuen Aufgaben sind weitläufig und groß, sie zeichnen sich erst ab, die Entwicklungen sind rasant und einstweilen überhaupt nicht zu überschauen; es konnte also nur darum gehen, die Ausgangsstellung und vielleicht die Konturen möglicher Entwicklungen zu markieren.

Es geht mir in meiner Darstellung – neben der natürlich auch verhandelten Verschärfung von Armut und Ausgrenzung und den Defiziten der sozialen und interkulturellen Integration, also den Entwicklungen, in denen sich ältere gesellschaftliche Strukturen dramatisieren – vor allem um drei neue Herausforderungen: die der zunehmenden Digitalisierung unserer Alltagswelt und der Sozialen Arbeit, die des neuen rechten und rechtsradikalen Populismus und schließlich die der zunehmend wachsenden ökologischen Aufgaben.

Zunächst zur Digitalisierung: Ich gehe davon aus – hier bin ich gleichsam in der Wolle gefärbter Husserlianer –, dass Menschen keine Alternativen dazu haben, sich in ihrer Lebenswelt zu erfahren und in ihr ihr Leben zu gestalten. Insofern ist es selbstverständlich, dass die neuen digitalen Herausforderungen Herausforderungen in der Lebenswelt sind, Herausforderungen also, die die Erfahrungen in der Lebenswelt bestimmen und die in ihr – also im Alphabet der Alltäglichkeit und seiner sozialen und kulturellen Prägung in den jeweiligen Alltagswelten – bewältigt werden müssen. Gesellschaftskonzeptionen, die davon ausgehen, dass wir uns angesichts der Macht der neuen Medien und ihrer technologischen Möglichkeiten nicht mehr in der Lebenswelt, sondern in einer ganz neuen Wirklichkeit befinden, dass also die neuen Medien eine neue Welt in ganz neuen Bewältigungsmustern schaffen, in die wir uns dann einzufügen haben, sind unter dieser Voraussetzung nicht plausibel. Angesichts aber der

neuen Herausforderungen erscheinen die Möglichkeiten der Alltagsbewältigung in neuen und neu strukturierten Konturen.

Dies wird von vielen so formuliert, aber es weist auf ungeheure, einstweilen noch gar nicht überschaubare Aufgaben in der Gestaltung und Bewältigung der alltäglichen Lebenswelt hin. Der neue Alltag ist zunehmend bestimmt durch die Allpräsenz der neuen Medien, also durch die neuen Formate der Kommunikation und die wachsende Bedeutung der digitalisierten Arbeitsprogramme. Die neuen Medien verändern das Bewusstsein von Raum und Zeit; Informationen und Kontakte sind in einem Maße verfügbar, das bisher nicht vorstellbar war, im Privaten, im Beruf und in der Öffentlichkeit; Projekte werden machbar, die man früher nicht zu denken gewagt hätte. Damit werden traditionelle Möglichkeiten der Erfahrung, der Ordnung von Erfahrung und der Produktion nicht nur gleichsam ins Weite und Offene aufgespreizt, durch die Erfordernisse der technischen Gestaltung setzen sich vor allem auch neue Muster der Erfahrung und Produktion durch: Es zählen Ja-Nein-Fragen, es zählen in Zahlen übersetzbare und verrechenbare Informationen, es zählen die Möglichkeiten und das Diktat der Algorithmen. Diese aber verdrängen die für das Alltagshandeln charakteristischen Bewältigungsmuster des erfahrungsbestimmten Erlebens, das in der eigenen Geschichte verbürgt ist, des Zusammenhangs von Informationen und Gefühlen und der Pragmatik mit ihren eignen Mustern der Erledigung. Die nicht alltägliche Struktur der Algorithmen dringt in die engsten Poren der alltäglichen Erfahrung. Der heutige Alltag mit seinen Bewältigungsmustern sieht sich also vor die Aufgabe gestellt, sich auf strukturell andere und fremde Erfahrungs- und Produktionsweisen einzulassen, Alltag also in einer neuen Widersprüchlichkeit unterschiedlicher Modi der Wirklichkeitskonstruktion zu gestalten. Es ist naheliegend und in der Suggestion des Machbaren und des mit so viel Geld und Phantasie und Fortschrittsoptimismus voran getriebenen Neuen verführerisch, sich der neuen Logik der Welt der Algorithmen zu ergeben. Es braucht dagegen neue Lernanstrengungen, neue Anpassungen, neue Balancen.

Renate: Das sind ja nun sehr ausholende, aber auch sehr allgemeine Perspektiven; ich versuche sie mir zu verdeutlichen, indem ich sie gleichsam herunterzooome und mich auf konkrete Beobachtungen in der gegebenen Corona-Krise beziehe.

Also: Zum einen ist es, so scheint mir, immer wieder nicht nur verwunderlich, sondern ärgerlich, wie zögerlich, ja ungekonnt viele im Bildungswesen mit den neuen Möglichkeiten der digitalen Kommunikation umgehen; es gibt Rückstände, aber auch Unwilligkeiten; es gäbe z. B. Muster der Organisation von Unterricht, die nicht nur in der Sache klar und vorwärtsweisend hilfreich wären, sondern auch Formen der Individualisierung im Lernen und Beraten ermöglichten, wie sie immer eingefordert wurden, aber im traditionellen Unterricht nicht realisiert werden konnten. Hier gibt es offensichtlich Nachholbedarf in der Entwicklung neuer Formate – abgesehen davon, dass es notwendig wäre, Voraussetzungen zur Teilhabe am digitalen Unterricht auch da zu schaffen, wo sie in gegebenen